

Familienarbeit als „ethnologische Feldforschung“

Gedanken zur Passung pädagogischer Interventionen bei der Arbeit mit Familien in den Hilfen zur Erziehung¹

Iris Winkelmann

Zusammenfassung

Eine Passung pädagogischer Interventionen ist umso wahrscheinlicher, je mehr pädagogische Fachkräfte bereit sind, sich auf die Lebenswirklichkeiten der begleiteten Familien einzulassen. Eine wertschätzende Haltung gegenüber der Familienkultur schafft Entwicklungsräume, die KlientInnen für sich nutzen können. Das betrifft aus Sicht der Autorin auch bzw. besonders die Arbeit mit Familien, deren Kinder in stationären Hilfen betreut werden: können Loyalitätskonflikte vermieden werden, wird der Blick auf die Ressourcen des Herkunftssystems möglich.

„Das Leben in Familien ist bunt!“ ist ein Satz, der für in den Hilfen zur Erziehung tätige Fachkräfte immer wieder passt. In 14 Jahren Arbeit mit Familien, Kindern und Jugendlichen in den Hilfen zur Erziehung fühlte ich mich häufig als Forscherin in fremden Welten, waren die Kulturen der von mir begleiteten Familien doch so unterschiedlich zu dem, was ich in meiner Familie und meinem Umfeld erlebt hatte. Insbesondere in meiner Zeit als Sozialpädagogische Familienhelferin war ich dicht an den Realitäten der Familie – und hier ging es häufig in erster Linie nicht um Sozialpädagogik, sondern um Überleben im Alltag: Woher kann das Geld für den nächsten Lebensmitteleinkauf kommen? Wie können die Stadtwerke davon überzeugt werden, nicht den Strom abzustellen, obwohl kein Geld für die Bezahlung der Stromschulden da ist? Wenn die betreuten Familien sich in diesen Nöten unterstützt fühlen, entstehen Zugänge zu Themen, die PädagogInnen eher als originäre Aufgaben von Familienhilfe definieren würden (Wigger, 2005).

Um Familien, Kinder und Jugendliche in ihren Belangen unterstützen zu können, ist es hilfreich, die eigenen Vorstellungen davon, wie Familien „sind“, zur Seite zu packen und sich auf eine Forschungsreise in fremde Familienwelten zu begeben. Denn dieser Forschungsgeist ist notwendig, so meine These, um sich auf jene Lebenswirklichkeiten einzulassen, in denen sich über die Hilfen zur Erziehung begleitete Familien befinden. Nur wenn es gelingt, sich auf diese einzulassen, können pädagogische Interventionen „passen“ und so durch die HelferInnen Veränderungsimpulse gesetzt werden.

1) Die Inhalte dieses Artikels sind Teil des Buchs „Systemisch-ressourcenorientiertes Arbeiten in der Jugendhilfe“ von Iris Winkelmann, das im September 2014 im Carl-Auer Verlag erscheinen wird.

Perspektiven einer systemischen Feldforscherin

Sich auf die Lebensmuster und Wirklichkeitskonstruktionen der betreuten Familien, Kinder und Jugendlichen einzulassen, um passgenaue sozialpädagogische Interventionen entwickeln zu können, setzt genaues Beobachten voraus: „der Beobachter soll sich von den Erfahrungen der eigenen Kultur – hier insbesondere der eigenen Familie – distanzieren und sie nicht unkontrolliert als Folie für die Deutungen einer fremden Kultur verwenden“ (Wolf, 2006, S. 236). Das Fremde soll zunächst als Fremdes wahrgenommen werden, nicht als Falsches oder Pathologisches. Erst im nächsten Schritt können solche Merkmale der Familienkultur identifiziert werden, die die Realisierung der Lebenschancen einzelner Familienmitglieder einschränken. Sich darauf einzulassen, dass die begleiteten Familien, Kinder und Jugendlichen aus anderen Lebenskulturen stammen, und damit eigene Wirklichkeitskonstruktionen nicht unreflektiert auf die Familien der betreuten Kinder und Jugendlichen zu übertragen, stellt eine Herausforderung dar, der sich in den Hilfen zur Erziehung tätige PädagogInnen täglich aufs Neue stellen müssen. Schrapper (2004, S. 194) fordert in diesem Zusammenhang, dass der Einfluss eigener Kindheitserfahrungen und Elternbilder auf die Arbeit mit Eltern reflektiert werden muss: „Grundlage aller professionellen Methoden in der Arbeit mit Eltern und Kindern ist es [...], sich der eigenen Erfahrungen und Ideen von Eltern-Kind-Beziehungen bewusst zu sein. Nur PädagogInnen, die reflektierend über die eigenen Prägungen durch die immer mächtigen Loyalitätskonflikte zwischen Eltern und Kindern verfügen, können diese als Folie für das Verstehen und Verständnis der Anstrengungen und Wünsche, der Nöte und Ängste von Müttern und Vätern, Söhnen und Töchtern nutzen, die sie unterstützen wollen.“

Das systemische Denken verschafft in den Hilfen zur Erziehung tätigen Fachkräften Zugänge dazu, wie pädagogische Impulse organisiert werden können, um den KlientInnen eine Erweiterung ihrer Handlungsoptionen zu ermöglichen. Davon ausgehend, dass Menschen jede neue Information auf dem Hintergrund bereits bestehender individueller Wirklichkeitskonstruktionen wahrnehmen, gilt es, hier Anknüpfungsmöglichkeiten zu schaffen. Nur wenn es gelingt, mit dem Klientensystem durch strukturelle Koppelung eine gemeinsame Wirklichkeit zu erzeugen, sind pädagogische Interventionen überhaupt möglich. Aber auch wenn dieser Schritt gelingt, entscheidet das Gegenüber, ob die Kommunikation mit der pädagogischen Fachkraft Einfluss auf das eigene Leben hat. „Die Umwelt kann also nicht direkt das System verändern, sondern nur (durch die so genannte strukturelle Koppelung) quasi als Klima wirken, welches entsprechende Reaktionen in der Selbstorganisation des Systems anregen (bzw. dazu einladen) kann.“ (Schmidt, 2002, S. 323).

Wertschätzung der Familienkultur und Familiengeschichte als grundsätzliche Haltung

Der Begriff „Familienkultur“ erfasst das Besondere, Spezifische und Eigenartige dieser Figuration. Dabei müssen nicht die einzelnen Merkmale einzigartig sein, aber die Kombination der Merkmale macht das besondere Profil der Familie aus. Als Familienkultur gilt, wie für jede andere Kultur auch, „die Gesamtheit von Attitüden, Grundsätzen, Annahmen, Werten und Wertvorstellungen, Verhaltensnormen und Grundeinstellungen, die von einer Gruppe geteilt werden, die das Verhalten der Gruppenmitglieder beeinflussen und mit dessen Hilfe diese das Verhalten anderer interpretieren“ (Spencer-Oatey, 2000 – zitiert nach Wolf, 2006, S. 235).

Dimensionen von Familienkulturen sind:

- „Freizeitaktivitäten einzelner oder mehrerer Familienmitglieder oder der gesamten Familie,
- Netzwerk- und Verwandtschaftsbeziehungen, Bekannt- und Freundschaften,
- belastende Beziehungen und Feindschaftsbilder,
- Umgang mit der physischen Umwelt und Naturkonzept,
- Umgang mit technischen Geräten,
- (Erwerbs-)Arbeit, Berufskonzept, Leistungsorientierung,
- Gestaltung des Wohnraums,
- Umgang mit dem Körper, Sport, Sexualität, Gesundheit und Krankheit,
- Selbstdarstellung durch Kleidung und Haartracht,
- Umgang mit Massenmedien, Kino, Theater u. a.,
- Spiele, musische Tätigkeiten, Handarbeiten,
- Routinen, die darin eingebetteten Pflichten, Regeln, Rechte und Moralvorstellungen,
- Selbstversorgung, Konsum, Umgang mit Geld und Besitz,
- Zubereitung und Durchführung von Mahlzeiten,
- Feste, ihre Gestaltung und Traditionen,
- Vorlieben und Abneigungen einzelner Familienangehöriger und der Familie insgesamt,
- Zeitverwendungsmuster, Zeitplanung, Zeitverständnis“ (Wolf, 2006, S. 235f.).

Eine fehlende oder unzureichende Bereitschaft der in den Hilfen zur Erziehung tätigen Fachkräfte, sich sowohl mit der Familienkultur als auch mit der Geschichte der begleiteten Familien, Kinder- und Jugendlichen auseinanderzusetzen, bedeutet für diese eine Abwertung ihrer Geschichte und eine Vernachlässigung wichtiger Aspekte ihrer Persönlichkeit, die dadurch eher abgespalten als integriert werden. Dies gilt insbesondere für die Arbeit mit stationär betreuten Kinder und Jugendlichen. Für Mädchen und Jungen, die getrennt von ihren Familien in einer betreuten Wohnform leben, bedeutet die Auseinandersetzung mit ihrer

Herkunftsfamilie die Chance, ihre eigene Entwicklung sowohl an ihrer individuellen Geschichte als auch an den Angeboten der Jugendhilfeeinrichtung orientieren zu können. Durch eine Beziehungsklärung mit der Familie entstehen auch neue Möglichkeiten der Aufarbeitung bisheriger Lebenserfahrungen (Lemme, 1999, S. 121).

Die Unterstützung der stationär betreuten Kinder und Jugendlichen bei der Entwicklung konstruktiver Umgangsweisen mit den aus der Fremdunterbringung entstehenden Konflikten ist eine wichtige Aufgabe der pädagogischen Fachkräfte. Hierbei sollten insbesondere die Ressourcen der Herkunftsfamilien in den Blick genommen werden, um diese für die Kinder und Jugendlichen nutzbar zu machen. „Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung zu unterstützen, ohne sie von ihren Wurzeln abzuschneiden, heißt dann, sich aktiv auf ihre Familienwirklichkeiten zu beziehen und hier möglichst Veränderungsarbeit zu leisten und sie bei der Verarbeitung von traumatischen Erfahrungen zu unterstützen“ (Schindler, 1999, S. 11). Aus seiner eigenen Praxis heraus stellt Schindler fest, dass das Annehmen der Eltern als wichtigste Personen für die Kinder und Jugendlichen sowie deren Wertschätzung ein entscheidender Faktor gelingender Kooperation zwischen Herkunftsfamilien und stationärer Jugendhilfeeinrichtung ist. Mit dieser Haltung kann es gelingen, eine kooperative Arbeitsbasis mit den Eltern zu finden und so die pädagogische Arbeit nicht gegen, sondern mit den Eltern zu gestalten (Schindler, 1999, S. 38). Für die Kinder und Jugendlichen schafft die Berücksichtigung von Bindungen und Loyalitäten Raum für Entwicklung.

Besondere Herausforderungen an eine Passung pädagogischer Interventionen in der Elternarbeit bei einer stationären Unterbringung ihrer Kinder

Eltern erleben die pädagogischen Fachkräfte, die ihre Kinder im Rahmen der stationären Hilfen zur Erziehung betreuen, häufig als Konkurrenz. Diese Haltung der Eltern wird unterstützt, wenn die MitarbeiterInnen der stationären Jugendhilfeeinrichtung die Unterbringung im Zusammenhang mit einem „Versagen“ sehen – im Sinne einer wahrgenommenen Inkompetenz der Eltern, ihre Kinder ohne Hilfe von außen erziehen zu können. Wenn Einrichtungen sich als eine Instanz betrachten, die entstandene „Mängel“ beseitigt, wird der Frage Raum gegeben, wer die Erziehungsarbeit besser leisten kann. Problematisch an dieser Sichtweise ist vor allem, dass die Loyalität der Kinder und Jugendlichen zu ihren Familien dazu führen kann, dass sie sich in Konfliktsituationen auf die Seite der Eltern stellen, um deutlich zu machen, dass der Standpunkt der BetreuerInnen falsch ist (Bader et al., 1999, S. 16). „Heimeinrichtungen bzw. ihre MitarbeiterInnen, die sich eine Selbstdefinition als ‚Retter‘ und ‚Anwalt des Kindes‘ geben, geraten mit hoher Wahrscheinlichkeit in ein konkurrierendes Verhältnis zu den Eltern der Heimkinder. Demgegenüber ist eine Orientierung an den Ressourcen statt an den Defiziten der Familien eine gute Grundlage für eine Zusammenarbeit zwischen Heim und Familie“ (Schindler, 1999, S. 11).

Eltern fühlen sich häufig dadurch abgewertet, dass ein Kind/Jugendlicher einerseits in der Familie Verhaltensauffälligkeiten zeigt, sich andererseits in der Jugendhilfeeinrichtung angepasst und relativ unproblematisch verhält. Den Eltern die Kontextabhängigkeit von Verhalten zu erklären, kann dazu beitragen, dass diese sich weniger schuldig fühlen. Ein Wechsel des Kontextes – und in diesem Fall auch der Bezugspersonen – bietet Kindern und Jugendlichen die Chance, sich anders – in diesem Fall unproblematischer – zu verhalten. Wenn eine offene Kommunikation mit den Eltern darüber gelingt, dass die Verhaltensänderung ihres Kindes vor allem durch den Kontextwechsel zu erklären ist, erhöht dies die Chance zu einer dauerhafteren positiven Veränderung des Kindes, da es sich nicht durch eine Aufrechterhaltung des symptomatischen Verhaltens loyal gegenüber den Eltern verhalten muss. Den Kindern und Jugendlichen wird somit die Möglichkeit gegeben, alternative Verhaltensmuster auszuprobieren, ohne dass dadurch familiäre Loyalitäten infrage gestellt werden. „Eltern beschweren sich über [...] Besserwisserei, die aus ihrer Sicht realitätsfremden Ratschläge und vor allem darüber, dass ihre eigenen Praktiken und (Über) Lebenstechniken kritisiert oder gar stigmatisiert werden. Sie wollen von den Fachkräften in ihren Motiven, ihren Handlungen, auch in ihren Problemen geachtet und respektiert werden.“ (Blandow, 2004, S. 12). Mit einer systemisch-wertschätzenden Sichtweise auf die Familien der fremd untergebrachten Kinder und Jugendlichen können Symptome von Kindern und Jugendlichen wie auch Symptome von Eltern „als die bisher bestmögliche Lösung in einer für alle schwierigen Situation“ gesehen werden (Schindler, 1999, S. 11). Bei der Fremdunterbringung eines Jugendlichen, der als „Symptomträger“ galt, ist die Familie gefordert, eine neue Balance zu finden. Durch eine begleitende Familienarbeit kann dieses Ungleichgewicht als Chance genutzt werden, neue Regeln und neue Strukturen mit den Familien zu entwickeln, wodurch auch für das fremd untergebrachte Kind Raum für Entwicklung entsteht.

Auch die Besuche der in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung lebenden Kinder und Jugendlichen bei ihren Familien können als „ethnologische Feldforschung“ betrachtet werden: Einerseits können sie hier erkunden, „welche Feedbacks zu erwarten sind, wenn man verändert nach Hause kommt“ (Schmidt 2002, S. 355), andererseits entsteht so die Möglichkeit, auf der Basis einer durch die Fremdunterbringung entstehenden Distanz die Herkunftsfamilie und das Herkunftsmilieu mit dem Blick der Forscherin zu betrachten. Ein solcher Blickwechsel schafft die Möglichkeit, positive Aspekte der eigenen Herkunftsgeschichte in das eigene Leben zu integrieren sowie schmerzhaft Erfahrungen und Erlebnisse in den Blick zu nehmen, um sich dann von ihnen verabschieden zu können. Ob mit oder ohne physische Präsenz der Eltern ist die Beschäftigung mit der Geschichte und den Themen ihrer Familie für die Jugendlichen wichtig. Systemische Methoden (z. B. Genogrammarbeit, Arbeit mit Fotos etc.) machen eine Auseinandersetzung mit den wichtigen Themen auch bei Kindern und Jugendlichen möglich, die keinen (direkten) Kontakt zu ihren Herkunftsfamilien haben.

Plädoyer für eine Passung pädagogischer Interventionen an die Lebenswelten der KlientInnen

Die (aus Sicht der Professionellen) teilweise etwas „schrägen“ Lebensentwürfe von KlientInnen sind häufig aus der Not heraus, aus dem Mangel an Alternativen, entstanden. Dabei geht es an dieser Stelle nicht darum, alles zu tolerieren und zu respektieren, was Menschen tun, sondern um den Respekt gegenüber ihren Lebensgeschichten. Handlungen lassen sich dann besser verstehen und es können Interventionen entwickelt werden, die alternative Handlungsmuster anregen. Sich die Mühe zu machen, die Erklärungsmodelle der KlientInnen anzuhören, bedeutet für diese, dass sich jemand für ihr Leben interessiert. Durch dieses Interesse können wiederum Anknüpfungspunkte für Veränderungen thematisiert werden: Was hätten Sie damals anders machen können? Welche Möglichkeiten hätte es noch gegeben? Was brauchen Sie heute, um Alternativen auszuprobieren? Aus dem Respekt vor den Lebensgeschichten der KlientInnen ergibt sich die Anforderung an die PädagogInnen, individuell passende Interventionen zu entwickeln.

Können KlientInnen die Hilfeangebote nicht für sich nutzen, gilt es, die „Passung“ der Hilfe zu reflektieren. Gibt es alternative Möglichkeiten, auf die KlientInnen zuzugehen, die zu einer besseren Passung führen könnten? Es sollten so lange Variationen der Deutung einer Situation formuliert werden, bis eine davon anschlussfähig ist (Wolf, 2012). „Am Beschämendsten/Unverschämtesten erscheint mir in diesem Zusammenhang: Diese Familien waren keine Kunden, sondern nur Besucher. Oder: Ob unsere Interventionen aufgegriffen werden und Veränderungen zur Folge haben, darüber entscheiden die Adressaten selber. Auch wenn Letzteres stimmt – können wir nicht dafür sorgen, dass unsere Angebote besser ‚passen‘?“ (Luitjens, 2012, S. 187).

Ziel pädagogischer Interventionen sollte es sein, dass die KlientInnen sich etwas weniger ausgeliefert fühlen, etwas mehr das Gefühl haben, Einfluss auf ihr Leben zu haben. Dass Anregungen vor allem dann von den Familien aufgenommen und umgesetzt werden können, wenn es den Fachkräften gelingt, an die Lebenswelt der Familie anzuknüpfen, stellt insbesondere Wolf (2012) heraus. Auch Petko (2004) stellt fest, dass Anregungen an die Handlungsstrategien der Familien anknüpfen sollten – bisherige Lösungen der Familien positiv zu konnotieren und die gelingenden Anteile hervorzuheben sowie die Kompetenzen der Familien wertzuschätzen führt zu höherer Veränderungsbereitschaft der Familien. Hierdurch erleben Familien sich als Akteure der Lösung, können Selbstwirksamkeitserfahrungen sammeln.

Einige methodische Anregungen für eine stärkere Passung pädagogischer Interventionen

Gelingt es, sich so an den Themen der Familie zu orientieren, dass diese sich nicht fremdgesteuert fühlen, wird es möglich, mit der Familie an Schritten in Richtung eines „etwas besseren Lebens“ (Wolf 2012) zu arbeiten (siehe Abbildung 1). Ziele zu entwickeln, die die Ziele der Familie sind, ist hier ein erster wichtiger Schritt. Frustrations- und Entwertungserfahrungen in den Lebensgeschichten der in den Hilfen zur Erziehung betreuten Familien, Kindern und Jugendlichen führen dazu, dass der Zugriff auf die eigenen Potenziale nicht selbstverständlich möglich ist. Zudem beeinträchtigen Restriktionen, im Sinne nicht vorhandener Verwirklichungschancen, eine selbstständige Lebensführung.

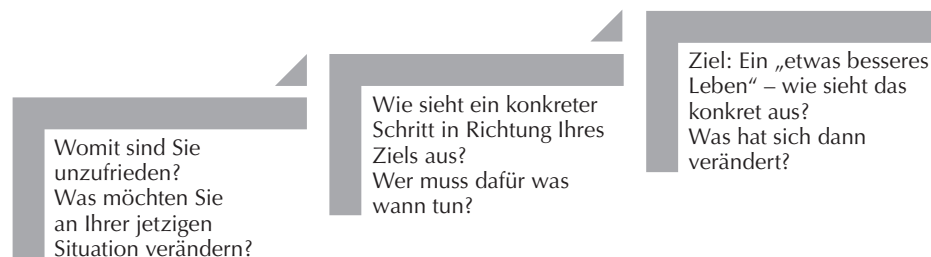


Abbildung 1: Schritte in Richtung eines „etwas besseren Lebens“

„Gelingt es der Fachkraft, die Zuversicht der Familienmitglieder anzuregen?“ (Wolf, 2012, S. 185) ist eine weitere wichtige Frage, die das Gelingen bzw. Misslingen von Hilfen beeinflusst. Dabei schaffen kurzfristige positive Controllerfahrungen Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, wodurch Lernprozesse ermöglicht werden. Zu Beginn des Prozesses sollten also Bereiche ausgewählt werden, in denen Erfolg wahrscheinlich ist.

Die positive Bestätigung erfolgreicher Handlungen oder auch von Anteilen erfolgreicher Handlungen ist für die in den Hilfen zur Erziehung begleiteten Familien häufig erst einmal ungewohnt. Sie erwarten von den Fachkräften eher eine Abwertung, die ihren gewohnten Erfahrungen entspricht. Das Staunen, das eine wertschätzende Kommunikation hervorruft, kann genutzt werden, um über bisherige (Abwertungs-) Erfahrungen (auch durch Fachkräfte) ins Gespräch zu kommen. Sehr genau muss von den Fachkräften die „Dosierung“ der

Wertschätzung und positiven Bestätigung im Blick behalten werden – nur wenn diese wirklich so gemeint ist, kann es zu einem Umdenken bei den KlientInnen kommen. Reine Worthülsen werden keinen positiven Effekt hervorrufen, sondern eher dazu führen, dass die begleiteten Familien sich nicht ernst genommen fühlen.

Der Wunsch der KlientInnen, wahrgenommen zu werden, bietet einen Anknüpfungspunkt für ermutigende Interventionen. Das Ziel sollte es sein, die Handlungs- und Möglichkeitspielräume der Menschen zu erweitern: Wie können Gefühle der Beeinflussbarkeit und der Selbstwirksamkeit entdeckt werden? (Lenz, 2012). In der Lebensgeschichte der KlientInnen nach positiven Erfahrungen zu forschen, nach „Geschichten von Kraft, der Stärke von Ideen, persönlicher Handlungs- und Durchsetzungsfähigkeit, unterstützenden Netzwerken, Gruppen und Einrichtungen, erfolgreicher Krisenbewältigung“ (Lenz, 2012, S. 83) stellt hier einen erfolgversprechenden Ansatzpunkt dar.

Die in den Hilfen zur Erziehung begleiteten Familien, Kinder und Jugendlichen haben größtenteils schon viel Ablehnung und Abwertung erlebt. Das heißt, ihre innere Landkarte ist eher dahingehend geprägt, dass negative Haltungen des Gegenübers wahrgenommen werden. Die Suche nach positiven Geschichten in ihrem Leben ist also in der Regel ein ungewohnter Blickwinkel für die Familien, Kinder und Jugendlichen. Diese Suche bietet meines Erachtens wertvolle Anknüpfungspunkte für die Passung von Hilfen. Der Forschungsgeist der pädagogischen Fachkräfte ist also gefragt!

Literatur

- Bader, K., Schäfer, W., Wolf, E. (1999). Heimerziehung und systemische Familientherapie. In: Schindler, H. (Hrsg.). Un-heimliches Heim. Von der Familie ins Heim und zurück!?! Familientherapeutische und systemische Ideen für die Heimerziehung. Dortmund: Borgmann, S. 15-36.
- Blandow, J. (2004). Herkunftseltern als Klienten der Sozialen Dienste: Ansätze zur Überwindung eines spannungsgeladenen Verhältnisses. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.). Herkunftsfamilien in der Kinder- und Jugendhilfe. Dokumentation 3. München: Eigenverlag, S. 8-32.
- Lemme, M. (1999). Arbeitssystem „Heimunterbringung“. Gedanken zur Triade: Jugendamt-Familie-Heim. In: Schindler, H. (Hrsg.). Un-heimliches Heim. Von der Familie ins Heim und zurück!?! Familientherapeutische und systemische Ideen für die Heimerziehung. Dortmund: Borgmann, S. 119-134.
- Lenz, A. (2012). Empowerment. In: Wirt, J. V., Kleve, H. (Hrsg.). Lexikon des systemischen Arbeitens. Grundbegriffe der systemischen Praxis, Methodik und Theorie. Heidelberg: Carl-Auer, S. 81-84.
- Luitjens, P. (2012). „Schwierige“ Kinder in der systemischen Therapie. Eine Aufforderung zu einer Erweiterung der Kontextsensibilität auf gesellschaftlich vermittelte Problemtrance. In: Molter, H.,

- Schindler, R., Schlippe, A. v. (Hrsg.). Vom Gegenwind zum Aufwind. Der Aufbruch des systemischen Gedankens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 185-202.
- Petko, D. (2004). Gesprächsformen und Gesprächsstrategien im Alltag der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Göttingen: Cuvillier.
- Schindler, H. (Hrsg.) (1999). Un-heimliches Heim. Von der Familie ins Heim und zurück!?! Familientherapeutische und systemische Ideen für die Heimerziehung. Dortmund: Borgmann.
- Schmidt, G. (2002). Kompetente jugendliche Kunden und Familien als ko-therapeutische Helfersysteme – das Hardberg-Modell einer stationären systemisch-hypnotherapeutischen Jugendlichen-Psycho-somatik. In: Rotthaus, W. (Hrsg.). Systemische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, S. 313-358.
- Schrappner, C. (2004). ... und wer sind die besseren Eltern? Anmerkungen zur Zusammenarbeit professioneller Pädagoginnen und Pädagogen mit Herkunftseltern. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.). Herkunftsfamilien in der Kinder- und Jugendhilfe. Dokumentation 3. München: Eigenverlag, S. 181-198.
- Wigger, A. (2005). Was tun SozialpädagogInnen und was glauben sie, was sie tun? Professionalisierung im Heimalltag. Opladen: Barbara Budrich.
- Wolf, K. (2006). Sind sozialpädagogische Interventionen in Familienkulturen möglich und zulässig? In: Heimgartner, A., Lauerermann, K. (Hrsg.). Kultur in der sozialen Arbeit. Klagenfurt, Ljubljana, Wien: Hermagoras/Mohorjeva, S. 231-250.
- Wolf, K. (2012). Sozialpädagogische Interventionen in Familien. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Iris Winkelmann: Pädagogin M. A., Dr. phil., Systemische Therapeutin (SG) und Supervisorin. Selbstständig als Supervision und Trainerin (www.iriswinkelmann.de). Langjährige Tätigkeit in den stationären und ambulanten Hilfen zur Erziehung sowie als Einrichtungsleiterin einer Jugendhilfeeinrichtung.
E-Mail: info@iriswinkelmann.de